

Dr. rer. medic Kyung-Eun Choi und Prof. Dr. med. Gustav Dobos

**Klinik für Naturheilkunde und Integrative Medizin, Kliniken Essen-Mitte,
Medizinische Fakultät, Universität Duisburg-Essen**

Frauen erobern die Medizin: Strukturwandel im Gesundheitswesen

Im Jahr 1901 gab es in Deutschland gerade einmal sechs approbierte Ärztinnen. Bis in der 1990er Jahre war der Arztberuf männlich dominiert. Seither holen die Frauen stetig auf: im Jahr 1991 stellten sie ein Drittel der Ärzte, im Jahr 2008 bereits 41,5%. Heute sind bereits 60 Prozent der Absolventen im Fach Medizin Frauen. Welche Folgen wird dies für die Medizin haben? Welche Strukturen müssen sich im Gesundheitswesen ändern, um diesem Wandel gerecht zu werden?

Trotz der sich ändernden Zahlenverhältnisse, gibt es noch immer eine vertikale und horizontale Arbeitssegregation: Nur 8% der Chefärzte sind weiblich, in der Chirurgie sind Frauen mit 19% und in der Orthopädie mit weniger als 1% stark unterrepräsentiert; und selbst in den Fächern Gynäkologie und Pädiatrie bilden sie mit 59% bzw. 54% nur knapp die Mehrheit.

Längst werden Warnrufe laut, die Zukunft der Medizin sei weiblich und die „Feminisierung der Medizin“ drohe der Qualität der Medizin zu schaden. Befürchtungen umfassen, Frauen wollten wegen der schwierigen Vereinbarkeit von Beruf und Familie grundsätzlich nur halbtags arbeiten und könnten daher weder in der eigenen Praxis noch im Krankenhausbetrieb kontinuierlich gute Arbeit leisten. Drei von vier Müttern arbeiten in Deutschland in Teilzeit, meist unter 20 oder 15 Stunden in der Woche. Gerade auf dem Land könnte der erhöhte Frauenanteil an den Medizinerinnen zu einer Verschlimmerung des Ärztemangels führen. Aktuell haben drei von vier Krankenhäusern Schwierigkeiten, offene Stellen im ärztlichen Dienst zu besetzen, etwa ein Drittel sogar sehr große. Führt der erhöhte Anteil an Frauen tatsächlich zu einer Unterversorgung durch Babypausen und Teilzeitarbeit?

Ärztinnen weisen im Schnitt zwei Minuten längere Konsultationsverfahren auf und fragen häufiger Laborwerte an als ihre männlichen Kollegen. Sie erwirtschaften in Niederlassungen deutlich weniger. Arbeiten Ärztinnen weniger effektiv? Spannend hierbei ist der Blick auf die Erhebungsinstrumente der Untersuchungen. Jemand, der im Gespräch eher Gelegenheit hat, mehr Fragen zu stellen, fühlt sich von seinem behandelnden Arzt oder der Ärztin vielleicht auch besser aufgehoben und benötigt eventuell nicht einen erneuten Arztbesuch.

Einige der Entwicklungen, die den Ärztemangel weiter verschärfen, sind keineswegs geschlechtsspezifisch. Die oftmals familienfeindlichen Arbeitsbedingungen führen zur Abwanderung von qualifizierten Medizinerinnen und Mediziner ins Ausland oder in andere Branchen. Die junge Generation an Ärztinnen und Ärzten möchten der sogenannten Trias aus „Beruf – Familie – Privatleben“ leben. Das Gesundheitswesen steht vor der Herausforderung, diese Umstände aufzunehmen und neue Anreize zu schaffen, um den Arztberuf weiterhin attraktiv zu erhalten. Laut einer Studie von Ernst & Young (2015) sind insbesondere unter den älteren Arbeitnehmern über 61 Jahren viele Hochmotivierte zu finden, diese betragen bis zu 40% in dieser Altersgruppe (Zum Vergleich: 26% bei den unter 20 Jährigen; 32 % unter den 21-30 Jährigen). Die generelle Zufriedenheit mit der Arbeit ist mit 50% am niedrigsten in der Altersgruppe der 31-40 Jährigen, dem Lebensabschnitt, in dem es besonders wichtig ist, Familie und Beruf zu vereinbaren. Gründe für die Abnahme der Attraktivität des Arztberufs sind laut einer Umfrage des Hartmannbundes von 2012 für Medizinstudierende die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie, schlechte Arbeitsbedingungen und die fehlende Flexibilität in Arbeitsmodellen und die mangelnde Planbarkeit von festen Arbeitszeiten. Innovative Modelle greifen Bedürfnisse nach betrieblicher Kinderbetreuung, die den Schichtbetrieb eines Krankenhauses abbildet, auf. Auch geteilte Führungspositionen werden ausprobiert, um auch der vertikalen Segregation entgegenzuwirken.

Die Klinik für Naturheilkunde und Integrative Medizin veranstaltete im März 2014 mit der Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung ein Expertengespräch zum Thema „Frauen erobern die Medizin: Ein Strukturwandel im Gesundheitssystem – interdisziplinäres Gespräch über die Zukunft der Medizin“. Rund 25 ausgewählte Persönlichkeiten aus Medizin, Forschung, Gesundheitspolitik diskutierten über den Erhalt der Attraktivität des Ärzteberufs, geschlechtsspezifische Veränderungen im Ärzteberuf, Auswirkungen des Generationenwechsels („Generation Y“), neue Arbeitszeit- und Kooperationsformen im Gesundheitssystem und in der Forschung, Personalstrukturierungsfragen und notwendige Änderungen in der Unternehmenskultur in Krankenhäusern.

Das Symposium hat zu den Themen Geschlechtergerechtigkeit im Medizinstudium, in der Klinik und Praxis, Forschungsdesiderate und Wertedebatte in der Medizin unterschiedliche Positionen ohne Konsens zusammengetragen. Der wachsende Frauenanteil in der Medizin wirft verbunden mit dem Wunsch nach familienfreundlicher Gestaltung des Arbeitsplatzes vielfältige Fragen auf: allgemeine soziale Maßnahmen wie andere Arbeitszeitregelungen und Kindergartenplätze, sehr spezifische Fragen des Mutterschutzes, die bisher mangelnde Bereitschaft vieler Frauen Führung zu übernehmen oder Sorgen um die Zukunft der medizinischen Forschung. Selbstverständlich spielen auch Rollenklischees und soziologische Aspekte der Macht eine Rolle, die Vertretung von Frauen in den ständischen Gremien, die bedingte Tauglichkeit der Zulassungskriterien zum Studium oder die Frage, welche Mechanismen es neben der ungeliebten Frauen-Quote noch gibt, um Hierarchien, die nicht mehr zeitgemäß sind, zu verändern.

Aus einer gemeinsam mit Frau Prof. Klammer aktuell betreuten Doktorarbeit am Lehrstuhl für Naturheilkunde und Integrative Medizin (Doktorandin Frau Sarah Vader) wird deutlich, dass bei der Einführung neuer Strukturen vor allem die herrschende Arbeitskultur und die internalisierten Rollenbilder der Arbeitnehmer für eine erfolgreiche Umsetzung ausschlaggebend sind. Diese werden in oberflächlich aufgesetzten Maßnahmen allerdings selten berücksichtigt.